

Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre

Carola Kuhlmann, Bochum

Im Folgenden werden zentrale Ergebnisse einer Studie vorgestellt, die an der Evangelischen Fachhochschule Bochum von der Autorin in Kooperation mit dem Neukirchener Jugendhilfeeinstitut 2007 durchgeführt wurde (Kuhlmann 2008). Anlass der Befragung von ehemaligen Kindern und Jugendlichen, die in der Zeit zwischen 1950 und 1970 in Heimen lebten, waren die anhaltenden Auseinandersetzungen um die Frage, ob in den Heimen damals systematisch Kinder misshandelt wurden (vgl. »Schläge im Namen des Herrn«, Wensierski 2006) und inwieweit Entschädigungs- und Entschuldigungsforderungen berechtigt sind. In der Befragung, die auch ehemalige Mitarbeiterinnen mit einbezog, wurden die damaligen pädagogischen Methoden (Einsperren, Schläge) von den meisten als menschenunwürdig verurteilt, gleichzeitig aber als in Schule und Familie allgemein praktizierte und gesellschaftlich akzeptierte eingestuft, die – mit Ausnahmen – nicht als Misshandlungen empfunden wurden, die aber im Rückblick deutlich negative Folgen für die ehemaligen Kinder hatten.

1. Ergebnisse der Befragung ehemaliger Kinder und Jugendlicher aus Heimen

Um ein Bild von den unterschiedlichen, negativen und positiven Erfahrungen zu geben, die ehemalige Kinder und Jugendliche machten, sollen im Folgenden kurz vier der Interviewten selbst zu Wort kommen. Die Befragten hatten sich als »Zeitzeugen« auf eine Zeitungsannonce gemeldet und hatten Erfahrungen in verschiedenen Regionen Deutschlands und bei verschiedenen Trägern gemacht. Sie waren zwischen 50 und 60 Jahre alt und merkten fast alle an, dass sie das erste Mal ausführlich über ihre Lebensgeschichte reden würden, da sie in einem Lebensalter seien, wo man beginne, rückblickend über das Leben nach-

zudenken. Umso mehr erstaunt die Tatsache, dass nur wenige etwas von der Debatte »Schläge im Namen des Herrn« mitbekommen hatten, obwohl sie – wenn sie darüber informiert wurden – daran sehr interessiert waren. Keine und keiner der Befragten war oder ist im »Verein ehemaliger Heimkinder«¹ organisiert. Allerdings war auch niemand unter den Befragten in einer Einrichtung für – wie es damals hieß – besonders »schwer erziehbare« Jugendliche, in denen es nachweislich zu schweren Misshandlungen kam und wo die Jugendlichen zu Arbeiten gezwungen wurden, die deutlich an Arbeitslager aus der NS-Zeit erinnern (wie beispielsweise in Freistatt, vgl. dazu Rosenkötter 2006).

Ambivalente Erinnerungen:

eine Atmosphäre der Angst und der Fürsorge
Frau Hennig ist heute 56 Jahre alt, hat eine Tochter und zwei Enkelkinder. Sie hat ihre Kindheit vom dritten bis zum sechzehnten Lebensjahr in den 50er und 60er Jahren in einem von einer Diakonisse und einer Küchenschwester betreuten und von dreißig Kindern bewohnten Heim verbracht. In der Erinnerung von Frau Hennig mischen sich positive und negative Gefühle. Einerseits war und ist sie der Diakonisse dankbar, dass sie »nur für die Kinder da war«, dass sie für gute Kleidung, für gutes Essen und Spielmöglichkeiten sorgte. Sie ist heute noch überzeugt, dass die Betreuerin ihr letztes Hemd für die Kinder gegeben hätte. Allerdings gab es auch die andere Seite. Obwohl sie selbst nur einmal geschlagen wurde, litt sie extrem unter der Tatsache, Zeugin von Schlägen zu sein und unter der Angst, dass sie bei Fehlverhalten Übergriffe zu erleiden hätte. Sie beschreibt eine ihrer zentralen Kindheitserfahrungen folgendermaßen:

»... wenn irgendwie was war, ich habe das alles immer unter dem Tisch oder so beobachtet. Wenn irgendwie geschlagen wurde oder was. (...) Und dann habe ich schon immer dafür gesorgt, dass ich sie nicht kriege oder geschlagen werde. Und so bin ich da irgendwie groß geworden drin.« (Birgit Hennig, Jg. 1951, vgl. Kuhlmann 2008, S. 56)

Frau Hennig ist in ihrer Erinnerung »irgendwie« groß geworden in einer Atmosphäre, in der sie Angst hatte, aufzufallen und den Ärger der sie betreuenden Schwester auf sich zu ziehen. Die Kopfnüsse bei Ungehorsam, das In-den-Haaren-Ziehen bei schlecht gemachten Hausaufgaben, die Schläge mit dem Schuh auf den Hintern, wenn man nicht einschlafen konnte und laut war, dies alles hat in der Summe verhindert, dass Frau Hennig mütterliche Gefühle zu der sie betreuenden Schwester entwickeln konnte.

Mütterliche Gefühle hat Frau Hennig allerdings niemandem gegenüber entwickeln können, auch ihrer Mutter gegenüber nicht, obwohl sie sie kennen gelernt hat. Frau Hennig war ungewollt und unehelich geboren, eine Tatsache, die die Familien der betreffenden Mütter und diese selbst damals oft verheimlichen wollten. Viele uneheliche Kinder wurden in Säuglingsheimen geboren und auf Bitten der Mütter dort gelassen. So kam auch Frau Hennig zunächst in ein Säuglingsheim mit angegliederter Entbindungsstation und später in das oben beschriebene Heim. Ihre Mutter arbeitete damals als Haushaltshilfe, hatte zu wenig Geld und keine eigene Wohnung. Sozialhilfe für alleinerziehende Mütter gab es noch nicht. Auch war die Mutter von Frau Hennig damals offenbar nicht sonderlich daran interessiert, mit der Tochter zu leben und konnte, als Frau Hennig 16 Jahre alt war, vom Heim und von Frau Hennig nur mit Mühe überzeugt werden, sie bei sich aufzunehmen.

Frau Hennig würde nicht auf die Idee kommen, von der Diakonisse oder ihrem ehemaligen Heim eine Entschuldigung zu verlangen. Heute wisse sie – so sagte sie in dem Interview – dass die Schwester einfach mit ihren Nerven am Ende gewesen

sei und mal – wie sie sagte – in eine Mütter-Erholungskur gemusst hätte. Zudem hätten damals auch viele Schulkameradinnen zuhause noch mehr Schläge bekommen. Damit verglichen sei es ihr eigentlich sogar noch richtig gut gegangen.

Viele, wenn auch nicht alle der im Rahmen des Forschungsprojektes befragten ehemaligen Kinder und Jugendlichen würden sich dieser Haltung anschließen.

Negative Erfahrungen: Lieblosigkeit und willkürliche Schläge

Herr Fichtner hat an das Erziehungsheim in Bayern, in dem er seine Jugend verbrachte, vorwiegend negative Erinnerungen. Er war als Waise in dieses Heim gekommen und fühlte sich dort zwischen den »Ganoven« fehl am Platz:

»Da waren Verbrecher dabei im wahrsten Sinne des Wortes. Die hatte alle schon was ausgefressen, was man heute so in Amerika so sieht, was die Jugendlichen da machen. Das ist alles schon da gewesen. (...) Die Erzieher waren auch dementsprechend brutal. Der Heimleiter war genauso brutal – ... psychisch und physisch, also erst mal mit Gewalt und dann der Druck, den wir da immer mitgekriegt haben. Nicht durch Schläge, sondern auch psychischer Druck. (...) Das war dann das Heim, das mich so ein bisschen geprägt hat für später. Ellenbogen grundsätzlich raus.« (Interview Fichtner, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 77)

Herr Fichtner erinnert sich an nur einen einzigen der Diakone als menschlich. Der habe es allerdings schwer gehabt, sich bei den »Ganoven« durchzusetzen. Obwohl Herr Fichtner die im Heim erlebte Gewalt und die Folgen auf sein Selbstbewusstsein eindringlich schildert, glaubt er, dass der »Druck« für viele Jungen, die zuhause keine Grenzsetzungen erfahren haben, das richtige pädagogische Konzept gewesen ist:

»Also im letzten Heim war das für den größten Teil der Jungen genau das, was sie brauchten. Bloß, dass wir (die Waisenkinder, C. K.) dann auch dar-

unter leiden mussten. Da haben wir einfach Pech gehabt. Auch wenn ich das im Fernsehen so sehe. (...) Da war ein Lehrer... und wie das bei Kindern so üblich ist, die haben sich für alles interessiert, nur nicht für das, was der Lehrer vorne erzählte. Da fiel mir nur eins ein: da fehlt Druck. Druck, Druck, Druck. Schleifen, schleifen, schleifen. Was anderes fällt mir dazu nicht ein.» (Interview Fichtner, zitiert nach Kuhlmann 2008., S. 79)

Es sei in dem Heim auch »nicht alles schlecht« gewesen, das Weihnachtsfest beispielsweise sei in einer großen Gruppe mit anderen Kindern immer sehr schön gewesen.

Anders als Herr Fichtner verurteilt Frau Gerlach aufgrund ihrer Erfahrung grundsätzlich Gewalt in der Erziehung. Sie war als Vierjährige nur ein paar Monate wegen der Krankheit ihrer alleinerziehenden Mutter in einem Kinderheim und würde sich eine Entschuldigung für die Schläge wünschen, die sie aus nichtigen Gründen auf den Mund und ins Gesicht bekam, beispielsweise wenn sie vergaß, »Tante« zu sagen oder die Schuhe nicht schnell genug oder verkehrt herum anzog. Besonders schlimm erinnert sich Frau Gerlach an einen Vorfall, als sie aus dem Bett fiel und eine Platzwunde am Kopf hatte und dafür noch beschimpft wurde. Schlimm sei auch gewesen, dass die Erzieherin noch gelacht habe, als sie sich wehgetan hatte. Aufgrund ihrer schlechten Erinnerungen hat Frau Gerlach früher immer gehofft, das Kinderheim, in dem sie war, würde einmal abbrennen. Die pädagogischen Umgangsformen in dem Heim fasst sie so zusammen:

»Wenn du das nicht isst, kriegst du Schläge, wenn du das machst, dann kriegst du einen Bonbon, wenn du das nicht machst, kriegst du kein Bonbon. So, wissen Sie, man ist in eine Form gepresst worden, man konnte nicht man selber sein. So als Kind war ich neugierig, ... meine Mutter musste mir die Neugierde erst mal wieder anerkennen. Das war so strukturiert: ,Du hast nicht neugierig zu sein, du hast nur das zu machen, was wir sagen und das ist ... das... Gesetz...«

(Interview Gerlach, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 81)

Positive Erinnerungen: Das Heim als Heimat

Anders als Frau Hennig, die ambivalente, Herr Fichtner und Frau Gerlach, die vorwiegend negative Erfahrungen haben, berichtete Frau Jost, die heute 60 Jahre alt ist, dass sie nur positive Erinnerungen an das evangelische Kinderheim hat, indem sie den Großteil ihrer Kindheit verbrachte. Frau Jost hat eine ähnliche Kindheitsgeschichte wie Frau Hennig. Sie versteht gar nicht, dass andere auf die Idee kommen, dass sich irgendjemand bei ihnen entschuldigen muss. Auch wenn man negative Erfahrungen gemacht hat, so sei dies doch alles lange her. Sie selbst hat nur gute Erinnerungen an das Hauselternpaar, welches das Heim mit den 100 Kindern, in dem sie aufwuchs, leitete. Besonders gute Erinnerungen hat sie an eine Erzieherin, die sie auch ab und zu mal in den Arm genommen hat. Frau Jost leugnet nicht, dass es auch in diesem Heim manchmal Schläge gegeben habe, sie hat dies aber offenbar ganz anders erlebt als Frau Hennig. Frau Jost erinnerte sich im Interview zunächst gar nicht an Schläge, die sie selbst bekommen hat und behauptete, sie hätte eben »Glück gehabt«. Dann aber fiel ihr eine Begebenheit ein, die sie jedoch nicht weiter tragisch genommen hatte, da sie sich zur Wehr setzte:

»Habe ich auch mal was gekriegt, stimmt. Die (Erzieherin, C.K.) hatte mit der Hand gekloppt, da habe ich einen Schuh genommen und habe mit dem Schuh weitergekloppt. Sie hatte mich vorne so und ich habe ihr hinten so. Und damit war das erledigt gewesen. Warum weiß ich gar nicht mehr. Kann ich gar nicht nachtragend sein. Aber jetzt fällt mir das so ein.«

(Interview Jost, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 149)

Frau Jost hat sich in dem Heim sehr viel wohler gefühlt als bei ihrer Mutter, die sie ab und zu besuchen »musste«, denn dort habe sie richtige »Kloppe« gekriegt, was im Heim nicht der Fall gewesen sei. Die Zeit bei der Mutter hätte sie »ab-

gegessen«. Sie sei froh gewesen, wenn diese manchmal vergessen habe, den Besuchsantrag zu stellen, da sie lieber im Kinderheim spielte, zum Beispiel Schnitzeljagden machen wollte und auch lieber dort Weihnachten feiern wollte.

Frau Jost fallen immer wieder vor allem lustige Begebenheiten ein und dass man Scherze gemacht habe, und zwar »Scherze satt und genug«. Frau Jost hat im späteren Leben keine Probleme gehabt, die sie in irgendeiner Weise mit dem Heim in Verbindung bringen könnte.

Gemeinsame Erfahrungen:

Institutioneller Alltag macht Kinder zu Objekten Trotz der Unterschiedlichkeit der Heime, in denen die Befragten lebten und trotz der unterschiedlichen Gefühle bei der Erinnerung, gab es einige gemeinsame und zentrale Erfahrungen. Sie beziehen sich auf das Aufwachsen in der Institution »Heim«, welches unabhängig vom Willen einzelner Erzieherinnen oder Erzieher vor allem negativ auf das Selbstwertgefühl der Kinder wirkte.

Das Heim wurde fast ausnahmslos als eine geschlossene Welt für sich erlebt. Selbst wenn die Türen und Tore nicht verschlossen waren, so gab es eine unsichtbare Grenze zur Außenwelt, die nicht ungefragt überschritten werden durfte. Nach innen war der Alltag durch eine feste Zeitstruktur geregelt, deren Einhaltung meist vor den individuellen Bedürfnissen der Kinder rangierte. Viele erlebten sich als »Nummer«, manche spürten sogar eine Geringschätzung oder Ablehnung ihrer Person. Dies wurde nicht nur verbal durch unfreundliche Anreden oder gar Beschimpfungen, sondern oft auch nonverbal und subtil vermittelt: körperliche Bedürfnisse und Empfindungen wurden gering geschätzt, Schmerzen bei Krankheit wurden nicht beachtet; mangelnde Pflege, unzureichende Möglichkeiten der Körperhygiene, Verletzung der Intimsphäre waren an der Tagesordnung. Der Körper insgesamt wurde als potentiell »sündig«, weil zu sexuellen Empfindungen in der Lage, beurteilt. Dies alles führte in der Summe dazu, dass viele

Kinder keine positive Beziehung zu sich selbst entwickeln konnten.

Dazu trug auch bei, dass sie sich kaum an einen positiven und liebevollen Umgang und eine wirkliche Beziehung zu den Betreuenden erinnern konnten, während fast alle von distanzierten, überforderten, manchmal herablassenden Erziehern und Erzieherinnen berichteten. Eine der Befragten fühlte sich in ihrer ganzen Kindheit und Jugend sogar nur von »bösen« Menschen umgeben:

»Meine Erinnerungen in diesen Heimen, das war alles Schikane, Boshaftigkeit. Das war alles, wissen Sie, wir waren so Objekte. Menschen, die – so habe ich mir gesagt, unehelich geboren, das heißt vor-ehelich waren. (...) Ich meine, dass das bei denen auch so im Hinterkopf war. In Sünde geboren, da wurde mit Finger drauf gezeigt. (...) Und da sage ich mir immer wieder, ich bin ein Kind der Sünde. Und so wurde ich auch behandelt. Richtig abwertend, mies.« (Interview Debus, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 119)

So ist es nicht erstaunlich, dass viele der Befragten spontan eine wichtige Anregung für die heute in Heimen tätigen Erzieherinnen äußerten. Was sie oft vermissten oder in Einzelfällen sehr dankbar registrierten, war körperliche Zuwendung. Viele hatten ihre ganze Kindheit verlebt, ohne dass sie einmal in den Arm genommen wurden.

Für kirchliche Heime von besonderem Interesse ist auch die Beurteilung der religiösen Erziehung durch die Befragten. Sie wurde sowohl negativ als auch positiv erinnert. Den Zwang zur Beichte oder zum regelmäßigen Gottesdienstbesuch empfanden einige als negativ, andere sahen im Gottesdienst eine Abwechslung oder eine positive Anregung. Viele haben durch die religiöse Erziehung eine Orientierung für ihr Leben gewonnen, auch wenn sie die Kirche heute kritisch beurteilen. Zu den negativen Erinnerungen an die religiöse Erziehung gehört in vielen Fällen die körperfeindliche und zum Teil weltfremde oder zu stark die Frömmigkeit betonende Einstellung.

An Strafen erinnerten sich ausnahmslos alle und mehrheitlich negativ, besonders an die Angst, die mit der Drohung oder Vollstreckung einherging. Zu den positiven Erinnerungen gehörten vor allem die Feste, aber auch sportliche Wettkämpfe und besondere Bevorzugungen.

Vergegenwärtigt man sich die familiären und die heimbedingten Schwierigkeiten, mit denen die Befragten in ihrer Kindheit konfrontiert waren, so ist umso bemerkenswerter, dass alle ihr späteres Leben gut in den Griff bekommen haben und sogar einiges von dem, was sie in der Kindheit versäumten, mit eigenen Kindern, mit Ehepartnern oder in der beruflichen Bildung nachholen konnten. Eine positive Lebensbewältigung und -einstellung war dabei häufiger bei denen festzustellen, die ihre Kindheit in Säuglings- und Kinderheimen verbracht hatten, als bei denen, die zu Hause vernachlässigt oder misshandelt worden waren.

Wofür soll man sich entschuldigen?

Die vier hier kurz vorgestellten unterschiedlichen Erfahrungen aus verschiedenen Einrichtungen repräsentieren die drei Kategorien, die in der Gesamtstudie festgestellt werden konnten. Denn beide Gruppen der Befragten (also auch die ehemaligen Mitarbeiterinnen, siehe unten) waren in Hinsicht auf eine vorwiegend positive oder negative Beurteilung der damaligen Heimerziehung annähernd gleich verteilt. Jeweils ein Drittel hatte vorwiegend positive, ein weiteres Drittel eher ambivalente oder widersprüchliche und – mit einer Mehrheit in der Gruppe der ehemaligen Kinder – eher negative Erinnerungen. Gerade in der Beurteilung der damaligen pädagogischen Maßnahmen gab es aber sowohl in der Gruppe der ehemaligen Erzieherinnen wie in der Gruppe der ehemaligen »Heimkinder« Kritik und auch Rechtfertigung der damaligen Praxis.

Zwar sind die Ergebnisse so wenig repräsentativ, wie andere Befragungen (*Wensierski* 2006), wohl aber kann mit Blick auf vergleichbare Studien (*Lützke* 2002, *Fontana* 2007) die Hypothese ver-

treten werden, dass die Heimerziehung damals weder grundsätzlich und systematisch Kinder misshandelt hat, noch dass die Mehrheit positive Erfahrungen gemacht hat. Der Tenor der hier vorgestellten Befragung ist insgesamt ein anderer als der, der die Debatte um Entschädigungen und Entschuldigung bisher bestimmte. Allerdings verurteilt die große Mehrheit in beiden Gruppen die damaligen Erziehungsmethoden, vor allem die Strafpraxen. »So erzieht man keinen Menschen!« – so kommentierte eine Frau, die als Kind in einem evangelischen Heim bei Köln lebte, die Erziehungsmaßnahmen der dort tätigen Erzieherinnen, die in unangemessenen Ohrfeigen, stundenlangem Stehen vor der Tür, Strafarbeiten und Einsperren im Keller bestand. Der These, dass diese Praxis die damalige Heimerziehung charakterisierte und dass man diese heute ablehnen müsse, würden sich immerhin vier Fünftel der befragten ehemaligen Kinder aus dem Heim und ein Drittel der befragten ehemaligen Mitarbeiterinnen anschließen. Aus dieser Perspektive erscheint es durchaus als angemessen, wenn sich Träger der Jugendhilfe, die Kenntnis davon haben, dass solche Erziehungsmethoden in ihren Einrichtungen praktiziert wurden, davon öffentlich distanzieren und sich gegebenenfalls auch entschuldigen, allerdings ohne die Schuld dafür einseitig den damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern anzulasten.

Denn es sollte andererseits auch deutlich anerkannt werden, dass die Heime damals unter materiellen und personellen Mängeln zu leiden hatten, die nicht von den Trägern der Jugendhilfe zu verantworten waren, sondern allgemeine gesellschaftliche Ursachen hatten. Wenn wir noch einmal das Fallbeispiel von der Schwester und Frau Hennig aufgreifen, so wird dies deutlicher. Wäre es gerecht, wenn sich die ehemalige Diakonisse dafür entschuldigen müsste, dass sie jahrelang Tag und Nacht mit dreißig Kindern allein war und sich der auch in Schule und Familie üblichen Strafpraxen bediente, um sich in der Gruppe der Kinder durchzusetzen?

Viel wichtiger als eine nachträgliche Klärung von Schuldfragen, die im Übrigen auch die befragten ehemaligen Kinder und Jugendlichen aus den Heimen nicht besonders interessierte, ist die Frage, wie man den Menschen, die an den Folgen ihrer schweren Kindheitserfahrungen leiden, heute helfen kann. Dabei steht nicht einmal der Heimaufenthalt bei allen im Vordergrund, sondern auch die von den Eltern oder Verwandten erlittenen Vernachlässigungen, Misshandlungen oder in einem Fall auch ein Missbrauch. Viele der Befragten hatten eine oder mehrere Therapien hinter sich, die ihnen die Bewältigung ihrer schweren Kindheitserlebnisse erleichterten.

Frau Hennig geriet, als sie nach langer Zeit ihren Arbeitsplatz verlor, in eine Lebenskrise und durchlebte währenddessen noch einmal die starken Angstzustände ihrer Kindheit. Ihre Lebensgeschichte ist ein Beweis dafür, dass die Sätze, ein Klaps sei nicht so schlimm und eine Ohrfeige habe noch niemandem geschadet, eine Verharmlosung der Folgen von Gewalt in der Kindheit sind. Frau Hennig fand zum Glück eine gute Therapeutin, die ihr helfen konnte, ihre Kindheitserlebnisse zu verarbeiten. Aber auch der Glaube hat ihr – nach eigenen Angaben – geholfen. Obwohl sie die sexualfeindliche religiöse Erziehung im Nachhinein kritisch beurteilt, weil sie damals dazu führte, dass sie ihre körperliche Entwicklung zur Frau ängstigte und sie ablehnte, ist sie im Nachhinein dankbar, dass sie im Heim gelernt hat, dass man in der Not auf Gott vertrauen kann:

»Wie ich dann mit der Therapeutin zusammen war, habe ich auch gemerkt, wie ich die Ängste wieder bekommen hatte. Wo ich nachts aufgesprungen bin, geschwitzt habe, wie eine Verrückte, die ganze Nacht nur hin und her gelaufen bin. Irgendwas hatte ich wohl gesucht, aber ich wusste nicht was. Diese Unruhe ständig. Aber ich habe immer gedacht: Ist egal, kommst du schon irgendwie durch. Es nützt dir anders nicht. Und dann habe ich zum Gott gebetet, zu Gott habe ich gebetet und immer wieder gebetet, er soll mich aus der Tiefe rausholen. Ich kann das nicht schaffen alleine, ich glau-

be das nicht. (...) Aber ich bin da raus. Ich bin echt draußen. (...) Es waren so fünf, sechs, sieben Jahre. Ich merke, dass es mir jetzt richtig gut geht. Danach, so richtig gut. Das fand ich dann auch ganz gut so. Dass die uns im Kinderheim dieses Christliche beigebracht haben, dieses Beten und dass da einer da ist in Not. Und da bin ich wieder zurückgekommen. Und seitdem geht es mir auch besser.« (Interview Hennig, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 168f.)

2. Heimerziehung der 50er und 60er Jahre aus Sicht ehemaliger Mitarbeiterinnen

Die befragten ehemaligen Mitarbeiterinnen waren in der Zeit, über die sie berichteten, noch relativ jung (zwischen 17 und 30). Die Hälfte vor ihnen war jahrzehntelang in der Heimerziehung tätig und konnte die 50er und 60er Jahre auch im Vergleich mit späteren Entwicklungen beurteilen. Von der Ausbildung her waren vier Sozialpädagoginnen (beziehungsweise Jugendleiterinnen), vier Heimerzieherinnen (von denen zwei eine kirchliche, aber keine staatliche Anerkennung hatten), zwei Kinderpflegerinnen und eine medizinisch-technische Assistentin, die ihr diakonisches Jahr in einem Kinderheim absolvierte. Leider haben sich auf Mitarbeiterseite keine männlichen Zeitzeugen gemeldet, so dass hier eine mögliche geschlechtsspezifische Sichtweise auf die Heimerziehung nicht thematisiert werden kann. Allerdings war die Heimerziehung damals – zumindest außerhalb der Fürsorgeerziehung von Jungen – eine fast reine Frauenangelegenheit. Viele Mitarbeiterinnen berichteten von den ersten männlichen Kollegen, die in den 80er Jahren kamen und die noch lange Randerscheinungen blieben (mit Ausnahme der Hausväter). Ein deutlicher Unterschied in der Gruppe der befragten Mitarbeiterinnen zu der Gruppe der ehemaligen Kinder und Jugendlichen aus Heimen besteht in der Tatsache, dass sich an zu strenge Strafe und Schläge kaum jemand erinnerte. Da auch hier die Mitarbeit zu einem Interview auf Freiwilligkeit beruhte, ist zu vermuten, dass Betreuer und Betreuerinnen, von denen negativ in der Gruppe der ehemaligen Kin-

der berichtet wurde, entweder inzwischen mehrheitlich verstorben oder sehr alt sind oder sich nicht gemeldet haben, weil ihnen heute bewusst ist, dass sie damals etwas falsch gemacht haben.

Die Arbeitsbedingungen

So wie in den Interviews mit den ehemaligen Kindern die Strafen und biographischen Hintergründe der Heimunterbringung im Vordergrund standen, so thematisierten die ehemaligen Mitarbeiterinnen vorrangig die damaligen Arbeitsbedingungen.

Es herrschte in den 50er und 60er Jahren ein großer Mangel an Fachkräften in der Heimerziehung. Eine der interviewten Sozialpädagoginnen gab an, sie hätte 1962 nach ihrer Ausbildung an jedem Finger zehn Stellen haben können. Mit den »Heimblagen«, wie sie damals oft genannt wurden, den unehelich Geborenen, den »verwahrlosten« und sittlich gefährdeten Jugendlichen, wollte kaum jemand etwas zu tun haben. Eine Mitarbeiterin, die sehr freundschaftliche Kontakte zu den von ihr betreuten »Fürsorgezöglingen« hatte, musste sich dafür ihrer eigenen Familie gegenüber rechtfertigen, da gemutmaßt wurde, man könne selber moralisch nicht ganz in Ordnung sein, wenn man sich mit Mädchen, die bereits als Prostituierte gearbeitet hatten, gut verstand.

Hinzu kam die Arbeitsbelastung einer Tätigkeit, die kaum einen Feierabend kannte. Es gab Gruppen, beziehungsweise »Stationen« mit bis zu 30 Kindern, manche davon wurden von nur einer Diakonisse und einer Praktikantin betreut. Die Arbeitszeit begann um sieben Uhr morgens, wenn die Kinder aufstanden und endete um sieben Uhr abends, wenn die Kinder im Bett waren und die Nachtwache kam. Im Tagesablauf der Säuglings- und Kinderheime blieb neben den pflegerischen Tätigkeiten (Wickeln, Füttern, Anziehen) und den hauswirtschaftlichen (vor allem dem Putzen) kaum bis gar keine Zeit, sich mit den einzelnen Kindern zu beschäftigen. Eine Praktikantin berichtete, dass viele Kinder erst spät laufen lernten, da sie die Tage im Laufstall

verbrachten. Lediglich am Sonntag, wenn einige Kinder zu ihren Eltern gingen, hatte jeweils eine der Mitarbeiterinnen frei.

In vielen Fürsorgeerziehungsheimen wurden noch Mitte der 60er Jahre 20 Jugendliche von zwei Erziehern oder Erzieherinnen betreut. Es war üblich, dass die Mitarbeiterinnen auch auf den Gruppen wohnten, so dass man – dort wo es keine Nachtwachen gab – auch nachts im Dienst war, wenn die Kinder aufwachten oder wenn Jugendliche sie aus dem Bett klingelten. Die Bezahlung war gering, eine Mitarbeiterin erinnert sich, 200 Mark bekommen zu haben, wovon noch die Miete und das Verpflegungsgeld abgezogen wurden. Diakonissen bekamen gar kein Gehalt, nur ein Taschengeld.

Die große Mehrheit des geistlichen Personals hatte keine pädagogische Ausbildung. Da aber in den Heimen ein großer Mangel an Arbeitskräften herrschte und weil die Schwestern und Brüder gelobt hatten, zu dienen und zu gehorchen, wurden manchmal auch Ordensangehörige in die pädagogische Arbeit geschickt, die lieber in die Krankenpflege, die Gärtnerei oder in die Hauswirtschaft gegangen wären. Eine Mitarbeiterin erinnert sich, dass eine Diakonisse während ihrer Ausbildung gesagt habe, es sei die Strafe ihres Lebens, dass sie mit »Huren« zusammen leben müsse.

Die belastenden Arbeitsbedingungen führten nicht selten zu längerfristigen Erkrankungen. Gerade diejenigen, die versuchten, die alten Strukturen zu verändern, das Anstaltsmäßige zu verändern und eine positive Beziehung zu den Kindern aufzubauen, gerieten oft an ihre physischen Grenzen.

Pädagogische Ziele und Methoden

Als pädagogische Ziele wurde von fast allen Befragten der Terminus gebraucht, die Kinder und Jugendlichen sollten auf einen »geraden Weg« geführt werden oder davon abgehalten werden, diesen zu verlassen. Darunter wurde verstanden, dass man fleißig und arbeitsam war. Die älteren Mitarbeiterinnen hätten teilweise noch sehr strenge

Vorstellungen von der Enthaltbarkeit gegenüber »weltlichen Verführungen« gehabt und dazu auch Besuche von Eisdielen, der Kirmes oder freundschaftliche Kontakte zum anderen Geschlecht gezählt.

Die Kinder sollten lernen, zu gehorchen und sich an Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und einen geregelten Tagesablauf zu gewöhnen. Die Mädchen sollten eine hauswirtschaftliche Grundbildung erhalten, um später als Haushaltshilfe oder im eigenen Haushalt arbeiten zu können und nicht (wieder) in die Prostitution oder uneheliche Verhältnisse geraten. Selbständigkeit sei damals noch kein Ziel gewesen, wohl aber die Begegnung mit Musik und Kultur. In kirchlichen Einrichtungen spielte dabei natürlich auch die Begegnung mit der Bibel und dem Evangelium eine herausragende Rolle, meist fanden tägliche Andachten statt und der örtliche oder heiminterne Gottesdienst wurde regelmäßig besucht.

Wer nicht gehorchte, wer ausriss oder die aufgetragenen Arbeiten nicht erledigen wollte, der hatte mit Strafen zu rechnen. Bei kleineren Kindern war es an der Tagesordnung, dass manchmal Ohrfeigen zur sofortigen Bestrafung eingesetzt wurden, an Prügelstrafen erinnern sich die befragten Mitarbeiterinnen jedoch nicht, wohl aber an »Strafkämmerchen« oder besondere Strafkleidung für Jugendliche, die ausgerissen waren oder sich untereinander geprügelt hatten. Bei geringeren Vergehen wurde oft der Ausgang gesperrt oder schlechte Noten für Betragen oder Fleiß vergeben, die sich dann auf die Höhe des Taschengeldes auswirkten.

Schläge im Namen des Herrn?

Nur eine der Befragten gab an, dass Schläge in der Einrichtung, in der sie (kurzfristig) gearbeitet hatte, an der Tagesordnung waren. Die anderen waren einhellig der Meinung, dass Schläge als pädagogische Maßnahmen nicht zum Konzept der Einrichtung gehörten, in der sie arbeiteten. Allerdings spielt hier – wie eingangs erwähnt – die Tatsache eine Rolle, dass sich die interviewten

Mitarbeiterinnen freiwillig auf eine Zeitungsannonce hin gemeldet haben und zu vermuten ist, dass sich Mitarbeiter aus Einrichtungen, die damals regelmäßig geschlagen haben, aus verständlichen Gründen nicht gemeldet haben. Interessant ist, dass aber viele der Befragten von Situationen erzählten, wo ihnen – vor allem wenn sie selbst angegriffen wurden – »die Hand ausgerutscht« sei.

Dass es in anderen Einrichtungen Schläge und Misshandlungen gegeben hat, schlossen die Befragten nicht aus und erklärten dies recht unterschiedlich:

- dass Schläge allgemeine Erziehungspraxis in Schule und Familie gewesen seien, dass es gerade bei »schwierigen« Kindern, vor allem bei Jungen ein allgemein akzeptiertes und sogar gefordertes Erziehungsmittel gewesen sei,
- dass die Mitarbeiterinnen überfordert waren oder
- dass man mit den Jugendlichen quasi zusammen eingesperrt war und dadurch nervlich oft am Ende war.

Daneben wurde auch mangelnder Glaube, mangelnde Ausbildung und mangelnde Kontrolle von außen genannt.

Es war nicht alles schlecht ...

Allerdings wehrten sich die meisten der Befragten gegen eine generelle Verdächtigung aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und betonten vor allem die positiven Erinnerungen. Nur vier der befragten Mitarbeiterinnen sehen ihre berufliche Tätigkeit und die Pädagogik vor Mitte der 70er Jahre heute eher kritisch und erinnern sich an die Zeit vorwiegend negativ. Eine ehemalige Erzieherin äußerte sogar von sich aus das Bedürfnis, sich bei den von ihr betreuten Mädchen entschuldigen zu wollen. Obwohl sie die Mädchen nicht geschlagen habe (außer einmal im Affekt), glaubt sie, dass das System des Eingeschlossen-Seins und der Druck, der ausgeübt wurde, manchmal nicht viel besser war als Schläge.

Die Erinnerung an schöne Erlebnisse bezog sich vor allem auf gemeinsames Singen und Musizieren, auf Theateraufführungen und Ausflüge, aber auch auf die Intensität des gemeinsamen Arbeitens mit Kolleginnen. Viele fühlen sich von der aktuellen Debatte verunsichert und fragen sich, ob einiges, was sie selbst getan haben, im Nachhinein ebenfalls als Misshandlung ausgelegt werden könnte. Eine Befragte fühlte sich regelrecht »beschmutzt«. Die meisten hatten das Bedürfnis, klar zu stellen, dass es auch Dinge gab, die früher in der Heimerziehung besser waren und äußerten mehrheitlich die Meinung, dass heute vieles zu »lasch« gehandhabt werde und dass man sich zu Unrecht damit abgefunden habe, dass minderjährige Mädchen auf den Strich gehen oder jugendliche Drogen nehmen.

Allerdings wollte keine der Befragten die geschlossene Unterbringung zurück. Besonders die Intensität der Beziehungsarbeit, die früher möglich war, wird rückblickend hervorgehoben, was besonders erstaunt, da dies von den befragten Kindern und Jugendlichen schmerzhaft vermisst wurde. Die Mitarbeiterinnen waren jedoch der Auffassung, dass Konflikte damals in einer anderen Art gelöst werden konnten, da man noch nicht im Schichtdienst arbeitete. Mit dem Kind selbst – so eine der Befragten – sei früher mehr gearbeitet worden als heute. Aber früher wie heute sei die Öffentlichkeit gerne bereit, ein Urteil nicht nur über die Kinder, sondern auch über die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Heimen zu fällen, ein Urteil, das nie gerecht ist, sondern oft zwischen Dämonisierung und falschem Mitleid schwankt. Eine der Befragten drückte dies so aus:

»Es war ja immer so und es ist heute vielleicht auch so: die armen Mitarbeiter oder die bösen Mitarbeiter, je nachdem, wem man begegnet, ist es immer, die armen Leute, die da die fremden Kinder erziehen oder betreuen oder die schrecklichen Leute. Heim ist immer von da bis da, was dazwischen gibt es nicht.« (Interview Hahnemann, zitiert nach Kuhlmann 2008, S. 94)

3. Was man für heute lernen kann: Von der Bedeutung des Rechtes des Kindes auf Achtung und gewaltfreie Erziehung

Eine der wichtigsten Folgerungen, die sich aus der Beschäftigung mit der Geschichte der Heimerziehung vor 40 Jahren ziehen lassen, bezieht sich auf die Frage, wie ein Machtmissbrauch von erziehungsberechtigten Erwachsenen gegenüber den ihnen anvertrauten Kindern verhindert und Gewalt in der Erziehung geächtet werden kann. Zwar hat ein Mensch, der ernsthaft versucht, Kinder zu erziehen, das Recht und zugleich die Pflicht, die Macht, die er oder sie über ein Kind hat, zu gebrauchen. Er muss sie gebrauchen zum Schutz des Kindes vor Gefahren aber auch, um das Kind zu »zivilisieren«, um ihm die Spielregeln der Gesellschaft beizubringen. Frau Hennig drückte dies mit den einfachen Worten aus, dass man versucht hat, ihr beizubringen, dass man nicht lügen und nicht stehlen darf. Aber zugleich ist die Macht der Erwachsenen eine ständige Versuchung, diese für eigene Interessen zu missbrauchen, sei es nur das Interesse, seine eigenen Bedürfnisse nach Bestätigung zu befriedigen oder auch – im schlimmsten Fall – seine Aggressionen zu entladen.

Dass Erwachsene ein Recht haben, Kinder mit Gewalt zu erziehen, dass Klapse nicht schaden und dass Ohrfeigen oder auch die berühmte Tracht Prügel ein legitimes Mittel der Grenzsetzungen sind, von dieser Vorstellung hat man sich offiziell erst seit den 1970er Jahren verabschiedet und erst seit dem Jahr 2000 haben Kinder auch in Deutschland ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Dass dieses Recht von Erziehenden höchste Selbstdisziplin erfordert, die sich – steht man allein vor dieser Aufgabe – emotional oft kaum bewältigen lässt, ist eine Ursache dafür, dass viele Erwachsene dieser Aufgabe einer gewaltfreien Grenzsetzung im Erziehungsprozess hilflos gegenüberstehen.

Wenn wir Erziehung als ein Machtverhältnis sehen, das latent auch in ein Gewaltverhältnis um-

schlagen kann, zumal wenn Kinder sich als widerständiger erweisen, als der Erwachsene emotional verkräften kann, dann bedeutet diese Tatsache für die Heimerziehung eine noch verschärfte Herausforderung. Einerseits, weil Erzieherinnen im Heim nicht auf gewachsene Beziehungen zu den Kindern zurückgreifen können und damit einer wichtigen Grundlage entbehren, auf welcher Kinder Grenzsetzungen besser ertragen und verarbeiten können. Andererseits, weil die Heimerziehung damals wie heute mit Kindern zu tun hat, die aufgrund von oft traumatischen Erlebnissen, widerständiger sind als andere Kinder.

Vermieden werden kann eine Wiederholung von misshandelnder Pädagogik im Bereich der Heimerziehung daher nur durch regelmäßige fachliche Supervision, durch geregelte Wege einer externen Kontrolle der Heimerziehung und durch ein Beschwerderecht der Kinder. Einige Einrichtungen haben heute Ombudsmänner und Ombudsfrauen, an die sich Kinder wenden können, wenn sie sich von ihren Erzieherinnen und Erziehern falsch behandelt fühlen. Auch wenn sich die pädagogischen Vorstellungen in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert haben, so ist doch die Vorstellung, dass Kinder und Jugendliche zur Not mit Gewalt oder drastischen Zwangsmaßnahmen zu erziehen sind, noch weit verbreitet, wie man unter anderen an neueren Debatten über die »Geschlossene Unterbringung« sehen kann. Welche Gefahren diese Auffassung birgt, das kann die Beschäftigung mit den Folgen der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre lehren. □

Prof. Dr. Carola Kuhlmann
Evangelische Fachhochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe
Immanuel-Kant-Str. 18 – 20
44803 Bochum
kuhlmann@efh-bochum.de

Literatur

Fontana, Julia (2007): Fürsorge für ein ganzes Leben? Spuren der Heimerziehung in den Biographien von Frauen. Opladen: Budrich

Kuhlmann, Carola (2008): So erzieht man keinen Menschen. Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Wiesbaden: VS-Verlag

Lützke, Annette (2002): Öffentliche Erziehung und Heimerziehung für Mädchen 1945 bis 1975: Bilder »sittlich verwahrloster« Mädchen und junger Frauen. Elektronische Ressource. In: <http://miless.uni-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-11226/luetzke.pdf>. 6.6.07

Rosenkötter, Wolfgang (2006): Mein erster Tag in Freistatt. In: sozial extra, 30, 12, S. 18

Wensierski, Peter (2006): Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. München: Deutsche Verlags-Anstalt

¹ Der 2004 gegründete »Verein ehemaliger Heimkinder« fordert neben einer Anerkennung erlittener Menschenrechtsverletzungen, Wiedergutmachung in Form von Rentenanträgen, Finanzierung von Therapien sowie Anerkennung einer moralischen Schuld des Staates und der Kirchen.